

Text zu Kapitel 1, S. 6

Die 80-jährige Ruth Klüger blickt zurück

Ruth Klüger wurde 1931 in Wien als Tochter eines jüdischen Arztes geboren. 1942 wurde sie mit ihrer Mutter in die Konzentrationslager Theresienstadt, Auschwitz und Christanstadt deportiert. 1947 emigrierte sie in die USA, studierte und machte als Germanistikprofessorin Karriere. In den Fünfzigerjahren war sie kurze Zeit mit einem Professor für Geschichtswissenschaft verheiratet. Aus dieser Verbindung ging ein Sohn hervor.

Ruth Klüger hat in zwei Büchern ihre Erinnerungen verarbeitet: „weiter leben“ (1992) und „unterwegs verloren“ (2008). Im folgenden Gespräch aus dem Jahre 2012 blickt sie auf ihr Leben zurück.

[...] Ihr Leben war schon oft bedroht. Sie haben einen sehr schweren Unfall überlebt und drei Konzentrationslager, eines davon war Auschwitz. Alles Glück?

In Auschwitz wurden an einem Tag Frauen und Mädchen über 15 ausgesucht, sie sollten in ein Arbeitslager kommen. Bei der Selektion habe ich mich für 15 ausgegeben, obwohl ich erst zwölf war. Das schien keine so große Entscheidung zu sein.

Sie hatten es vorher schon einmal versucht und wurden zurückgeschickt. Hatten Sie nicht große Angst?

Meine Mutter hat mich dazu überredet, es noch mal zu versuchen. Ich wollte eigentlich nicht. Man wusste ja nicht, wohin man geschickt würde. Wir waren umgeben von Leuten, die sagten, bis jetzt ist alles immer noch schlimmer geworden, warum sollen wir uns da melden? Nur wenn man zurückschaut, schüttelt man den Kopf und denkt: Wie bin ich da überhaupt rausgekommen? Denn die, die geblieben sind damals, sind alle vergast worden.

Es war Ihnen aber in dieser Situation nicht klar, dass es um Leben und Tod ging?

Nicht einmal das. Meiner Mutter, die in ihrer paranoiden Art eher zum Zweifel und auch zur Verzweiflung neigte, war das schon eher klar.

Also war Paranoia nützlicher als guter Glaube?

Ich zitiere in meinem Buch *weiter leben* den polnischen Schriftsteller Tadeusz Borowski, der auch in Auschwitz-Birkenau war. Er sagt, die Hoffnung macht feige. „Man hat uns nicht gelehrt, die Hoffnung aufzugeben. Deswegen sterben wir im Gas.“ Das ist ein toller Satz, so richtig. In Auschwitz war es genauso: Die Leute, die gedacht haben, es wird schon irgendwie wieder, sind umgekommen.

Ihre Mutter hat Sie damals also gerettet. Und doch hatten Sie immer ein schwieriges Verhältnis zu ihr. Warum?

Eltern waren anders zu ihren Kindern als heute. Man hat Kinder viel mehr geohrfeigt und das gar nicht ernst genommen. Es gibt ganze Generationen von grausam erzo- genen Kindern, die selbst grausam werden. Meine Mutter war vereinnahmend und stachlig. Als ich klein war, hat sie mich gezwungen, kratzige Wollunterwäsche zu tragen. Und

es gab überhaupt keinen Grund dafür. Besonders wenn man bedenkt, dass die Mütter selbst solche Unterwäsche nicht getragen haben, sondern sich das Feinste, das sie sich leisten konnten, ausgesucht haben. Diese kleinen Grausamkeiten zwischen den Generationen – meiner Mutter ist es in ihrer Kindheit auch nicht so gut gegangen, ihre eigene Mutter war hoch neurotisch.

Nach dem Krieg und dem Notabitur studierte Ruth Klüger ein Jahr in Regensburg und emigrierte, 16 Jahre alt, mit ihrer Mutter nach New York.

Sind Sie Ihrer Mutter ähnlich?

Dem Aussehen nach nicht, da ähnele ich meinem Vater. Meine Mutter hatte grüne Augen, und ich habe braune. Sie hatte eine Großzügigkeit, die mochte ich gern. Darin würde ich sie gern nachmachen. Sie hat meine Pflegeschwester unter Umständen adoptiert, die schwieriger nicht hätten sein können: im Konzentrationslager. Aber sonst habe ich mich dagegen entschieden, so zu werden wie sie.

Kann man das: sich dagegen entscheiden? Prägt einen die Mutter nicht sehr?

Ich hatte gar nicht so viel mit ihr zu tun. Als ich klein war, in Wien, war sie kaum da. Ich durfte als Jüdin ja nicht einmal in die Schule gehen, saß immer allein in der düsteren Wohnung und habe Balladen von Schiller auswendig gelernt. Ich hätte mir gewünscht damals, dass sie mehr für mich da gewesen wäre.

Aber Sie waren zusammen in den Lagern, aufeinander angewiesen sogar.

In Theresienstadt und Auschwitz war ich nicht mit ihr zusammen, sondern mit den anderen Kindern. Als wir nach unserer Flucht für zwei Jahre in Straubing waren, hat sie die Woche über in Regensburg gearbeitet. In New York haben wir von 1947 an kurze Zeit zusammengelebt, bis ich geheiratet habe. Da habe ich meine Mutter verlassen und mich ziemlich schuldig gefühlt.

War es nicht normal, von zu Hause wegzugehen, wenn man erwachsen war?

Diese Generation hatte das Gefühl: Eine Tochter bleibt bei der Mutter. Aber um meine Mutter konnte man sich nicht kümmern. Sie hat in Amerika auch gleich wieder geheiratet. Erst als sie alt war und hier in Kalifornien lebte, wurde es leicht mit ihr.

Warum?

Da konnte ich etwas für sie tun. Sie ließ es zu. Auch wenn sie immer noch versucht hat, mich zu ärgern.

Und Sie haben sich immer noch ärgern lassen?

Na ja, schon. Wenn ich reinkam und sie sprach mich mit „Sie“ an, zum Beispiel weil sie nicht gut fand, was ich anhatte. Sie ist 97 Jahre alt geworden. Es war ein verflixtes Verhältnis. Mir ist erst kürzlich aufgefallen, dass es die Mutter-Tochter-Beziehung in der Literatur und Mythologie bis vor Kurzem überhaupt nicht gegeben hat. Die Literatur ist voller Mütter, aber es sind immer Mütter von Söhnen.

Dabei ist das eine so wichtige Beziehung zwischen Müttern und Töchtern.

95 **Haben Sie Ihre Mutter geliebt?**

Ja, sicher. Wenn man jetzt wüsste, wie man Liebe definiert. Wenn es um große Anhänglichkeit geht, ja. Aber nicht, wenn es um Vertrauen geht.

100 **Ist Ihnen das passiert, dass Liebe und Vertrauen eins geworden sind?**

Bei verschiedenen Freundinnen. Aber nicht mit meiner Mutter.

Und sonst in der Familie?

105 Meine Familie wurde zerschlagen durch den Krieg. Es gab Verwandte in New York, aber sie waren früher emigriert und schon so amerikanisch. So sehr konnte ich mich nicht anpassen. Ich wusste gar nicht, wie ich mich in den amerikanischen Teenager der Vierzigerjahre hätte verwandeln können.

110 **Was wurde vom Teenager der Vierzigerjahre erwartet?**

Alles steuerte darauf hin, dass die Mädchen heiraten und die Buben Geld verdienen. Die Frauen haben im Krieg noch stark mitgearbeitet, aber das wurde nach dem Krieg alles zurückgenommen. Die Idee war dann, dass Mädchen abhängig sind. Und ich wollte was werden. Ich wollte unabhängig sein.

Und doch haben Sie jung geheiratet und Kinder bekommen.

120 Aber ich wollte einen Beruf haben, auch als verheiratete Frau und Mutter. Ich habe immer gearbeitet und verdient, vor den Kindern habe ich Anglistik studiert und im Büro gearbeitet, dann lange als Bibliothekarin.

Sie haben sich als „Krückstock“ für die Karriere Ihres Mannes empfunden. Warum?

125 Ich habe seine Dissertation getippt und gearbeitet und in die gemeinsame Kasse gezahlt. Mein Beruf hat ihn nicht interessiert. Er war Historiker, ich die faculty wife, sein Anhängsel. Er ist ursprünglich Berliner gewesen und auch emigriert.

130 **Was haben Sie sich von der Ehe versprochen?**

Wenn Sie mich jetzt fragen, was der größte Fehler war, den ich je gemacht habe, so würde mir zuerst einfallen: meine Ehe. Das war wirklich blödsinnig, mit 21 Jahren einen zu heiraten, bei dem ich völlig unsicher war, ob das klappen könnte. Ich habe eigentlich von Anfang an gewusst, dass es nicht klappen würde. Und gleichzeitig sind aus dieser schlechten Ehe diese beiden Kinder hervorgegangen, die ich innig liebe. Und wer wünscht sich seine Kinder ungeboren?

135 *In den 50er-Jahren heiratete sie den Historiker Tom Angress, zog mit ihm nach Connecticut und bekam ihren ersten Sohn, Percy.*

Sie meinen: Es war ein Fehler und auch wieder keiner?

145 Ich meine: Das Richtige kann aus dem Falschen kommen. Auch aus schlechten Erfahrungen können sich Dinge ergeben, die nicht rückgängig gemacht werden wollen. Wie Kinder, die man liebt. Das ist übrigens auch eine Liebe, die nicht unbedingt mit Vertrauen zu tun hat. Kinder lügen einen ja an. Und man selbst hat die eigenen Eltern angelogen. Eltern und Kinder verschweigen sich gegenseitig viel.

150 **Haben Sie um Ihre Ehe gekämpft?**

Es hat Versuche gegeben, es zwischen uns ins Reine zu bringen, aber es hat nicht funktioniert. Er war kein Mann, mit dem man reden konnte – ich spreche in der Vergangenheit von ihm, weil er letztes Jahr gestorben ist.

155 **Sie waren knapp zehn Jahre verheiratet und erst Anfang 30, als Sie sich scheiden ließen. Hatten Sie den Wunsch, dass es mit einem anderen Mann klappt?**

160 Ich hab schon noch ein paarmal gedacht, das könnte es sein, aber es ging nie wieder tief, auch wenn ich mir wochenlang eingebildet habe, es sei wichtig. Um mich herum gab es noch keine selbstbewussten alleinstehenden Frauen, da hat jeder erwartet, dass ich mir wieder einen Ehemann angeln werde. Doch mir war das nicht mehr wichtig genug. Ich wollte Literaturwissenschaftlerin werden, promovieren und mich, so gut ich konnte, um die Kinder kümmern. Ich glaube, ich war von Anfang an nicht für eine Ehe gemacht. [...]

Es war also keine Enttäuschung über die Liebe, die Sie von den Männern entfernt hat?

170 Nein, überhaupt nicht. Das hat die Geschichte so arrangiert. Es ist leicht, sich vorzustellen, dass das Leben ganz anders hätte verlaufen können. Dass man nicht durch drei Konzentrationslager gegangen wäre. Ich spiele gern das Spiel, mich zu fragen: Was wäre, wenn ... Wenn ich zum Beispiel auf den Kindertransport nach England gekommen wäre. Das wäre ein ganz anderes Leben geworden. Ich wäre immer noch Jüdin, Emigrantin, aber ich hätte die KZs nicht erlebt und wäre viel früher in eine englische Gesellschaft hineingewachsen. Mir wäre das lieber gewesen.

175 Aber meine Mutter wollte das nicht.

Ihre Mutter hat damals nicht zugelassen, dass Sie mit einem der letzten Kindertransporte nach England fahren. Haben Sie ihr das verübelt?

180 Das war ihr gutes Recht, sie hatte Angst, mich nie wiederzusehen.

Ihr älterer Sohn wollte mit 14 Jahren bei seinem Vater leben. Mal küchenpsychologisch gefragt: Kann es sein, dass Sie ihn haben fortgehen lassen, eben weil Ihre Mutter Sie damals nicht gehen ließ?

185 Nein, so geht das nicht auf. Ich habe eher gedacht: Wer nicht mit mir leben will, muss nicht mit mir leben. Und habe gesagt: „Jederzeit kannst du zu mir zurückkommen.“ Zwei Jahre später kam er dann ja auch.

Sie schreiben, er hat Ihnen das Herz gebrochen damals.

190 Ja, und er ist mir dadurch entfremdet. Er hat mir später gesagt, ich hätte um ihn kämpfen sollen. [...]

Sie waren von 1980 bis 1986 Germanistikprofessorin an der Universität Princeton, eine Frau unter lauter Männern. Eine schwierige Zeit?

195 Das war der größte Fehler, den ich in meiner beruflichen Laufbahn gemacht habe. Es war interessant und natürlich sehr gut fürs Image. Aber dort habe ich gelernt, was es bedeutet, wenn man eine Renommierfrau ist. Die Männer wollten bewundert werden, das war die geeignete Rolle für eine gebildete Frau. Was ich geschrieben oder gedacht habe, war bedeutungslos. [...]

Sind Sie milder geworden mit den Jahren? Versöhnlicher?

Nein, eigentlich nicht. Mir wird manchmal vorgeworfen, dass gerade in meinem zweiten Erinnerungsbuch, unterwegs verloren, alle möglichen Ressentiments stecken, und ich sage dann freudig: „Das ist total richtig. Ich bin dafür, Ressentiments zu hegen.“ Ich halte das für eine angemessene Weise, mit Ungerechtigkeiten umzugehen, gegen die man nichts machen kann. Ich will mich nicht aussöhnen, zum Beispiel mit den Kriegsverbrechen. Nichts ist wieder-gutzumachen. Was geschehen ist, ist geschehen.

Aufgaben

1. Sammeln Sie weitere Informationen zum Leben von Ruth Klüger.
2. Arbeiten Sie heraus, welche Entscheidungen Ruth Klüger selbst getroffen hat, die ihren Lebensweg beeinflusst haben, und mit welchen von außen gesetzten Bedingungen sie sich dabei auseinandersetzen musste. Beachten Sie dabei auch die Genderperspektive (also die Tatsache, dass sie eine Frau ist).
3. Arbeiten Sie heraus, wie sie im Rückblick bestimmte Personen, die in ihrem Leben von Bedeutung waren, und Entscheidungen, die sie getroffen hat, bewertet.